

# Gedenkstunde (Schluss)

Autor(en): **Hirsch, Willi**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **58 (1964)**

Heft 6

PDF erstellt am: **12.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Gedenkstunde

(Schluß)

Mit Unterstützung des nachmaligen Professors Friedrich Siegmund-Schultze, damals Leiter der «Sozialen Arbeitsgemeinschaft Berlin-Ost», gelang es ihr, ein Rettungswerk «Auskunfts- und Hilfsstelle für Deutsche im Ausland und Ausländer in Deutschland» aufzubauen. In enger persönlicher Zusammenarbeit mit dem Vizepräsidenten des Internationalen Roten Kreuzes in Genf, Dr. Frédéric Ferrière, und in engem brieflichem Kontakt mit den englischen Quäkern, die in London ein entsprechendes Hilfswerk für Deutsche, Österreicher und Ungarn geschaffen hatten, konnte so mitten im nationalen Rausch und aufgeputschten Haß der Völker unzähligen Zivilinternierten und anderen Männern, Frauen und Kindern in Feindesland nicht nur materielle Hilfe gebracht werden, sondern auch die Gewißheit allmenschlicher Brüderlichkeit. Aber nicht nur ihnen! «Ein Aufruf unter dem Motto ‚Auch in Kriegszeiten ist der unser Nächster, der unserer Hilfe am meisten bedarf‘, führte uns unzählige Menschen guten Willens zu, die in der Stille unser Tun mittrugen. Wir erlebten, daß diese Helfer sich wie erlöst fühlten, wenn sie mitten in Haß und Feindseligkeit von Volk zu Volk insgeheim an einem Werk reiner, mitmenschlicher Liebestat über alle politischen Grenzen hinweg beteiligt waren. Jede öffentliche Werbung für unser Unternehmen — das nach der Meinung der Behörden die Kriegsstimmung hätte schwächen können — war uns streng verboten. Aber wie ein stilles Lauffeuer sprach es sich von Person zu Person herum, daß selbst der Krieg die natürliche Menschenliebe nicht auszulöschen vermochte.» «Widerstände, Verdächtigungen und Verfolgungen von seiten des militärischen Oberkommandos, die schließlich alle an der humanen Qualität der Sache, der ich diene, abprallten, ließen mich die Überlegenheit geistiger Kampfmittel und uneigennütziger Zwecke über äußere Macht und Gewalt erkennen. Es grenzte geradezu ans Märchenhafte, daß mir noch und noch gerade von Militärpersonen im Lande und im Felde unter der Hand tatkräftige, höchst gewagte und wirksame Hilfe zuströmte. Ich nahm es als Erweis, daß das Mitmenschliche an tiefere und echtere Schichten des menschlichen Seins rührt als die aufgepeitschte kriegerische Angriffslust und Haßbereitschaft.»

Weht uns nicht schon hier aus diesem allgemeinen schlichten Bericht aus jener Zeit der Atem der Seligpreisungen an? Wie erst geschah das, wenn sie, was ihrer Bescheidenheit wegen leider selten genug geschah, ihren Freunden aus dem Schatz ihrer Erfahrungen dies oder jenes Erlebnis erzählte. Wen rühmen wir, wenn wir — gegen den Wunsch der Verstorbenen — nun doch von ihr, der so bescheidenen Frau reden? Rühmen wir nicht den, der uns in ihr einen Blick in die Wirklichkeit der Seligpreisungen tun läßt?! Was braucht sie unsern

Ruhm und unsere Auszeichnungen, so sehr sie als Zeichen dafür, daß der Funken übersprang und zündete, erfreuen? Lag nicht der «Lohn» (wenn wir so davon überhaupt sprechen können) darin, daß sich ihr die Verheißung der Seligpreisungen in so reichem Maße schenkte:

Selig sind die Friedfertigen,  
denn sie sollen Gottes Kinder heißen!

Dürfen wir nicht Zeichen ihrer Gotteskindschaft, um nur einige wenige zu nennen, in dem kühnen Mut und der Furchtlosigkeit erkennen, die ihr wie etwas Selbstverständliches eigen waren; an der unglaublichen Arbeitskraft, die sie bei aller schmerzlichen Gebrechlichkeit des Körpers bis in ihr Sterben hinein erfüllte, und an der Kraft der Ausstrahlung und Inspiration, der wir so viel zu verdanken haben und die uns an das Christuswort erinnert: «Wer an mich glaubt, aus dessen Leib werden Ströme lebendigen Wassers fließen» (Joh. 7, 38); oder in der Wahrhaftigkeit ihres Denkens und Tuns, in der Reinheit ihres Wollens und in der Treue ihres Glaubens an das Gute, das Gott in jeden Menschen gelegt hat! Es war ein Glauben und Leben, das den Fernstehenden zuerst als etwas gefährlich Naives und Kindliches befremdete, uns aber als die Gnade der Gotteskindschaft berührte.

Ihre Friedfertigkeit war nichts Laues, ihr Verzicht auf äußere Gewalt nichts Erzwungenes und ihre Gewaltlosigkeit nichts Passives: ihre Friedfertigkeit war ein mutiges, kühnes Kämpfen für Menschlichkeit, für den Frieden. Schon ihr erster Einsatz für die Zivilinternierten und die vom Krieg überraschten Kinder zeugt davon: «möglichst mit amtlicher Erlaubnis, aber wenn die Behörden stur blieben, kühn entschlossen ohne sie — ... Nachrichtenvermittlung, wenn irgend erreichbar, legal, wenn nicht, illegal, um getrennten Familien zwischen besetzten und unbesetzten französischen und belgischen Gebieten die tägliche Angst um das Leben der Ihren zu nehmen», der zähe, heiße Kampf um Tausende von französischen und belgischen Kindern, die sie, immer und immer wieder abgewiesen, endlich doch in deutschen Militärzügen über die Schweiz ihren Eltern wieder zuführen, oder gegen den harten Widerstand der Militärmaschinerie — «Sie beißen auf Granit», hieß es, «und ich beiße auf Granit!» antwortete sie — aus der Frontlinie evakuieren durfte.

Es konnte nicht fehlen, daß diese kühne Frau mit ihrer unbedingten Menschlichkeit, ihrem Einsatz für «Feinde», ihrem intensiven Kontakt über die Grenze der militärischen Behörde lästig und verdächtig wurde. Sie wurde beschattet; ihr Briefverkehr überwacht. Es kam die Zeit, da sie wöchentlich ein- bis zweimal vorgeladen und verhört wurde, wobei es bald zwei Bürodienner brauchte, um die Aktenberge herbeizuschaffen. Auf dem Höhepunkt der gegen sie gerichteten Aktion, die darauf zielte, ihre Arbeit abzuwürgen und sie als lästige Ausländerin abzuschieben, geschah es, daß sie den Besuch zweier Unbekannter erhielt, deren Gesichter ihr von vielen zufälligen Begegnungen seltsam vertraut waren. Nachdem die beiden Herren die Türe hinter

sich geschlossen und sich vergewissert hatten, daß sonst niemand in der Wohnung sei, sagten sie in fast ängstlicher Scheu: «Frau Dr. Rotten, wir möchten unsere Karten offen auf den Tisch legen und bitten Sie, das gleiche zu tun: wir haben den Auftrag, Sie zu beschatten. Aber wir sind zur Überzeugung gekommen, daß Sie unter höchstem Schutz stehen.» Als Elisabeth Rotten nicht gleich verstand, was sie damit meinten, doppelten sie nach: «Eine solche Furchtlosigkeit im ganzen Verhalten und Kühnheit in Ihrer Arbeit können wir uns nur damit erklären, daß Sie direkte Beziehungen zum Kaiserhaus haben.» Sie war tatsächlich befreundet mit der Familie des Prinzen Max. «Das wissen wir längst», antworteten die beiden, «aber Prinz Max ist nicht so einflußreich am Hof, daß wir uns Ihr Verhalten erklären könnten. Sie müssen unter direktem, allerhöchstem Schutz stehen.» Als die beiden Herren nicht davon abzubringen waren, sagte Elisabeth Rotten schließlich: «Ja, ich stehe unter höchstem, allerhöchstem Schutz» und mußte es auf sich beruhen lassen, daß jene an den Kaiser dachten, sie aber an Gott.

Solchen Mut hat die Verstorbene durch ihr ganzes Leben bewiesen, zum Beispiel in der Art und Weise, wie sie mitten in der Unmenschlichkeit und im Haßgesang des Kalten Krieges für Menschlichkeit und Verständigung eintrat, in Lauterkeit und ungebrochen vom Frieden redete, den wir schaffen müssen, und wie sie mit ihrer ganzen Kraft dem Fatalismus und der Gleichgültigkeit unserer Zeit entgegen für die allgemeine Abrüstung und den Aufbau einer entwaffneten Welt eintrat. Sie verlor sich nicht in taktischen Erwägungen. Sie schien keine Angst zu haben. Doch, *eine* Angst hatte sie. Aber es war nicht die Angst des Kleinglaubens oder Unglaubens, sondern die Angst der Hellsichtigkeit; die Angst des Propheten für sein Volk, das in Gleichgültigkeit und Trägheit des Geistes die Zeichen des drohenden Gerichtes nicht erkennt. Oder war diese Angst doch wieder ein Zeichen ihres Mutes, die Augen nicht zu verschließen vor der drohenden Gefahr, *nicht* zu verdrängen, sondern durchzudenken, was die Zeit von uns fordert und danach zu handeln?! auch und gerade wo die Masse schlief! Unter den Zettelchen, die aus der Pfyffeneggklausen ins Pfarrhaus flogen, findet sich ein mit «Ein Traum» betiteltes Gedicht von Gottfried Bohnenblust:

Ein Traum.

Vor mir ein Knecht des höchsten Herrn.

«Hier ist ein reiches Land. Das schenk' ich Dir.

Regier' es. Laß' es Kraft und Liebe fühlen.»

«Ja Herr», so sprach ich. Doch ich sah um mich

Rings eine graue Wüste, öd' und furchtbar.

Da schrie ich nach dem Boten. Doch von ferne

Klang nur noch seines Rufes ernster Ton:

«Das ist die Wüste. Schaffe die Oase!»

Sie hat die Oase geschaffen und an ihr gearbeitet in unermüdlicher Hingabe. Sie war selbst eine fruchtbare, reich schenkende Oase, ein Quell lebendigen und belebenden Wassers.

Wie dankbar war sie dabei für jede kleine Hilfe, für jedes erwachte Verständnis und Aufleuchten im andern. Wie hat sie dieses immer wieder in jungen und erwachsenen Menschen zu wecken versucht und gewußt. Sie war getragen von einem starken und unerschütterlichen Vertrauen in den von Gott in jeden Menschen gelegten guten Kern: «Das Gute im Menschen ist da, aber es muß berufen und entwickelt werden. Man darf nicht müde werden, das Gute, das unter Angst oder egoistischen und materialistischen Einstellungen, unter viel Negativem verborgen ist, hervorzurufen und ihm immer wieder positive Ziele zu geben.»

Sie hat es berufen und beschworen, in Kindern und Erwachsenen. Es ist nicht möglich, in diesem Rahmen alle Gebiete menschlichen Geistes und alle Werke der Menschlichkeit aufzuzählen, die durch ihren Anstoß entstanden oder durch ihre Inspiration Entscheidendes von ihr empfangen haben. In einem Dankbrief des Kultusministeriums von Niedersachsen wird sie zu den Persönlichkeiten gezählt, «die der internationalen und der deutschen Pädagogik in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts die entscheidenden Impulse gegeben haben und die diese Impulse nur geben konnten, weil sie auf die Sicherungen des beengenden Staatsdienstes verzichtet haben». Sie war beteiligt an verschiedenen Pionier- und Versuchsschulen und wirkte als Mitbegründerin des «Weltbundes für Erneuerung der Erziehung» und Herausgeberin der Zeitschrift «Das werdende Zeitalter» zusammen mit Dr. Karl Wilker weit über das deutsche Sprachgebiet hinaus. Mit den Schweizer Professoren Pierre Bovet und Ed. Claparède half sie zur Gründung des Bureau International d'Education in Genf (B.I.E.), dessen erste Ko-Direktorin sie zusammen mit Ad. Ferrière in der Zeit des Aufbaus wurde. Ihre besondere Gabe war es, als «officier de liaison», wie sie sich etwa lachend nannte, Menschen guten Willens zu finden, miteinander in Beziehung zu bringen und sie in den Dienst jenes Kreislaufes zu stellen, den sie als «Kreislauf des Guten» bezeichnete. So hat sie zusammen mit dem damaligen ersten Assistenten des Generalsekretärs des Völkerbundes, Philip Noel-Baker, dem Völkerbund die erste große und praktische Arbeit zugewiesen und dafür auch den einzigen Mann gewinnen können, der die Heimschaffung der Kriegsgefangenen aus dem von der Roten Revolution geschüttelten und isolierten Rußland auch erfolgreich durchzuführen vermochte: Fridtjof Nansen, mit dem sie von da an eine herzliche Freundschaft verband und dessen bedeutendste Helferin sie wurde, als der Völkerbund den großen Forscher, Nothelfer und Politiker Nansen für die Speisung der hungernden russischen Bevölkerung schmachlich im Stich ließ.

Nach dem Zweiten Weltkrieg war sie beteiligt am Aufbau der Schweizerpende und Leiterin deren Abteilung Schulung und kultu-



reller Austausch. Sie gehörte auch dem engsten Gründungskreis des Pestalozzidorfes in Trogen an. Gebend und empfangend durfte sie den bedeutendsten Menschen unserer Zeit begegnen, Romain Rolland, der ihr in seinen Briefen ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat, und Rabindranat Tagore. In naher persönlicher Freundschaft arbeitete sie zusammen mit Eglantyne Jebb und ihrer Schwester Dorothy Buxton, den Schöpferinnen der «Internationalen Jugendhilfe» («Save the Children»), Jane Addams, der Begründerin der sozialen Settlements-Bewegung und der «Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit», und der wohl bedeutendsten Kinderfreundin und -kennerin aller Zeiten, Maria Montessori.

Als ein Altersglück ohnegleichen empfand sie es, als sie sich vor sechs Jahren durch die Übersetzung von Philip Noel-Bakers Standardwerk über die Abrüstung «Wettlauf der Waffen» noch einmal und ganz direkt «als winziges, aber lebendiges Glied in die Kette dieses Kampfes für die Überwindung von Machtpolitik und trügerischem Verteidigungsdenken erneut» einschalten durfte. Mit was für einer Hingabe hat sie sich auch da wieder eingearbeitet und sich als wohl eine der besten und gründlichsten Kennerinnen der Materie auf dem Kontinent für die allgemeine und kontrollierte Abrüstung eingesetzt in hartem Kampf gegen die Lügen und Verdächtigungen des Kalten Krieges. Dieser Einsatz brachte ihr die unsäglich beglückende Erneuerung ihrer Jugend- und Altersfreundschaft mit dem nächsten und kongenialen Mitarbeiter Nansens, Philip Noel-Baker. In ihm und seinem Werk fand sie ein Höchstmaß jener zwei Komponenten vereinigt, die auch ihren Weg erhellten: Nächstenliebe eminent praktischer Art als «Realpolitik», wie Nansen es nannte und mit den Seinen übte, und Erforschung und Anwendung der geistigen Grundlagen eines schöpferischen Friedens. Um der Möglichkeit weiterer Zusammenarbeit willen war sie gern bereit, auch weiterhin noch die schweren Schmerzen zu tragen, welche die letzten Jahre sie bedrängt haben, auch wenn sie im gleichen Brief, den ich erst ein paar Stunden nach der telephonischen Todesnachricht erhielt, schrieb: «Glücklicherweise kann dies nicht mehr lange so weitergehen.» Aber auch wieder: «Darum habe ich nach menschlichem Ermessen — die mir noch zugemessene Zeit zu ergreifen und aufs äußerste zu nützen.» Und sie hat sie genützt, wie je nun auch jetzt, im Bett sitzend, schreibend und planend in der für sie bezeichnenden Klarheit und Nüchternheit, scheinbar ohne die geringste Ahnung, daß der Tod bereits am Bette der allzeit Todbereiten stand. Freunde haben ihre Pflegetochter, mit der sie herzlich verbunden war, herbeigerufen. In ihren Armen ist sie in der Nacht zum 2. Mai sanft entschlafen.

Wohl selten ist so viel ausstrahlende und so viele Gebiete menschlichen Lebens inspirierende und belebende Kraft des Geistes von einer solchen Schwäche des Körpers getragen worden. Elisabeth Rotten — die durch ihr Hilfswerk während und nach dem Ersten Weltkrieg in

so enge Zusammenarbeit mit den Quäkern gekommen war und 1930 in die «Religiöse Gesellschaft der Freunde» aufgenommen wurde, wo sie ihre innere Heimat fand — hat uns in einer Predigt zum Kirchen-sonntag am 5. Februar 1961 in der Kirche Saanen gesagt, aus welcher Quelle sie selber schöpfte:

*«Christus IN uns kann uns zu alledem verhelfen . . . ER ist unser Friede!» Sie wußte sich «von überpersönlichen und übermenschlichen Kräften getragen, gehalten und getrieben». — «Wenn dies in uns lebt und uns vorantreibt, dann schätzen wir unseren eigenen Anteil an dem gemeinsamen Werk für den Frieden sehr gering ein. Dann lösen sich die Werke von uns ab wie die reife Frucht vom Baum. Wir beten, daß sie gesegnet seien, und daß stärkere Kräfte, als wir zu bieten haben, mit hineinströmen und uns und alle dem Ziel näherbringen.»*

Ganz still und unversehens hat sich der Baum von den reifen Früchten gelöst und zur Erde gelegt. Es war kein Sturz, es war das sanfte Fallen eines Weizenkorns in die bereite Erde; das bereite, willige Ersterben, das schon ihr ganzes arbeitsreiches und hingebendes Leben war, ein Leben, dem die Verheißung gegeben ist: «wenn es aber erstirbt, trägt es viel Frucht» (Joh. 12, 24).

Nehmen wir nun Abschied von Elisabeth Rotten, indem wir auf die ermutigenden und verpflichtenden Worte hören, die sie nach der Verleihung der Pirkheimer-Medaille am 18. Mai 1958 in Nürnberg gesprochen hat:

*«Darf ich Ihnen . . . kurz und bescheiden meinen Dank für die mir zugedachte Ehrung aussprechen.*

*Lassen Sie mich Ihnen sagen, daß ich mich dieser Auszeichnung nicht würdig fühle. Es gibt Tausende meiner Art, die an ihrem Platze, wo das Leben sie hingestellt hat, unauffällig, hingebend und sinnvoll für den Frieden in der Welt — im Hause und auf der Straße, zwischen Menschen, sozialen Gruppen und als Krönung zwischen Völkern — gearbeitet haben und noch arbeiten.*

*Darum kann ich diese Würdigung nicht persönlich annehmen, sondern nur stellvertretend und symbolisch für den Unbekannten Soldaten des Friedens — den Kämpfer in der großen, geräuschlosen, unerschrockenen Armee der Friedensarbeiter.»*

Und ich bitte Sie und alle Anwesenden, diesen Unbekannten Soldaten des Friedensheeres auf Erden nicht nur zu ehren: vielmehr sein Echo zu verstärken, ihn zu unterstützen und wenn nötig zu schützen, mit in seine Reihen einzutreten, mit ihm zu kämpfen und zu leiden, wenn das Schicksal es will, sich an ihm und mit ihm immer wieder mit frischem Mut aufzurichten und zum Schluß die Fackel weiterzugeben.

Denn diese Arbeit und dieser Kampf dürfen nie stille stehen, die Fackel darf nie verlöschen, wenn der Friede echt, lebendig und schöpferisch sein — wenn wahrhafter Humanismus endlich werden soll.

Willi Hirsch, Saanen